
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 202. Bromberg, den 6. September. 1934

Am Höhensteuer für Deutschland.

Von **Leo Hellbach.**

(Schluß.)

Nachdem dies alles erledigt war, dachte ich auch an mein leibliches Wohl. Zuerst bat ich um eine Zigarette. Dann gab es Weißwurst mit Brot und Butter, Tee und Rum, und man höre und staune — echtes Münchener vom Faß. Die Strandwache, lauter biedere Bayern, hatten es noch von Weihnachten her, von ihren Liebesgaben aus der Heimat. Die Leute konnten mir wirklich nicht Gutes genug antun. Ich mußte natürlich tüchtig erzählen. Nach einer Stunde besorgte mir der Feldwebelleutnant einen Schlitten, und von zwei Landstürmern begleitet, fuhr ich nach dem Gute Seemuppen, das der Unfallstelle am nächsten lag. Dort wollte ich Quartiere besorgen. Der Besitzer des Gutes war als Offizier bei der russischen Armee. Das Gut wurde von einem Unteroffizier verwaltet, und unterstand dem Gebiet des Oberbefehlshabers Ost. Ich ließ nun Stroh, Decken, Federbetten, Matratzen und alles, was nur aufzutreiben war, herbeiholen, um meinen Kameraden wenigstens ein einigermaßen gutes Nachtquartier zu beschaffen. Dann bat ich den Unteroffizier, der das Gut verwaltete, für das nötige Essen zu sorgen. Er ließ einen Hammel schlachten, einen Sack Kartoffeln schälen und zurecht machen. Nun war es Abend. Ich fuhr noch einmal zurück zur Strandwache und bat den Feldwebelleutnant, eine Wache für das Wrack abzuteilen, die auch alsbald abfuhr. Dann begab ich mich zurück zum Gute Seemuppen. Ich ließ Tee kochen, der Feldwebelleutnant hatte mir noch eine Flasche Rum zugesteckt. Nun konnten die Kameraden antreten. Das Essen war noch nicht ganz gar, da kamen sie auch schon angerückt, ausgehungert und blau gefroren.

Am 30. Dezember, gegen Abend kamen zwei Lastautos mit 100 Mann unter Führung eines Oberleutnants vom Marine-Kommando in Libau. Jetzt aber konnte das Abwracken des Schiffes beginnen. Die Arbeiten nahmen etwa zehn Tage in Anspruch. Es mußte erst ein Knüppeldamm aus dem Walde nach dem Wege gelegt, Bäume mußten gefällt werden, um eine Durchfahrt für die Schlitten zu ermöglichen, welche die Trümmer abtransportierten.

Am 18. Januar kam der Befehl vom F. d. L.: „Die Besatzung „L. 38“ trifft am 23. Januar in Ahlhorn ein, um nach Friedrichshafen in Marsch gesetzt zu werden zur Übernahme des neuen Luftschiffes „L. 42“. Wir machten uns reisefertig — wozu nach russischen Begriffen auch das Entlausen im „Lausoleum“ gehörte — und fuhren am 21. Januar von Libau ab. Wir schieden gerne, denn zuviel hatten wir in den wenigen Tagen erlebt.

Auf „L. 42“.

Nun waren wir zum dritten Male in Friedrichshafen. Man staunte, daß wir so schnell wieder eintrafen. Die Leute wußten ja nichts von unserem Unglück, denn im Kriege wurde jeder Verlust eines Luftschiffes nach Möglichkeit geheim gehalten. Unser neues Schiff lag in der Hauptwerft und war bald fertig. Typ derselbe wie „L. 38“. Am 22. Februar 1917 konnten wir die erste Probefahrt machen und am 23. eine zweite. Die Überführungsfahrt nach Nordholz wurde am 28. Februar angetreten. Beim Aufstieg brachten die Werftarbeiter drei Hurras aus auf den Kommandanten und die tapfere Besatzung, und eine Kapelle spielte „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus . . .“ Man wollte eine alte Luftschiffbesatzung ehren.

Da man wieder kurz vor der „Englandperiode“ stand, wurde das Schiff gleich zum Fernunternehmen klar gemacht. Wir machten noch eine Höhenfahrt und blieben eine Stunde auf 6100 Meter. Es war das erstemal, daß wir uns in solche Höhe begaben; man mußte sich erst daran gewöhnen. Da die Luft sehr dünn ist und das Atmen schwer fällt, führten wir flüssige Luft mit. Sie war in einem Behälter, der sogenannten „Dewarschen-Flasche“ aufbewahrt. Von hier führte eine Schlauchleitung nach jeder Gondel; jeder Mann hatte sein eigenes Mundstück mit Nasenklemme und konnte bei Bedarf davon Gebrauch machen. Gewöhnlich in 4000 Meter wurde die flüssige Luft angestellt. Ich habe sie nie gebraucht.

Sturmfahrt und Notlandung.

Am 16. März 1917 kam der Befehl zur Fahrt nach England. Wir hatten den F. d. L. an Bord. Angriffsziel sollte London sein. Abends gegen 8 Uhr wurde der Wind stärker und drehte nach Nordost. Gefährlich für uns! Um 9 Uhr kam Sturmwarnung. Der F. d. L. ließ den Funkspruch geben: „Alle Luftschiffe einlaufen!“ Auf dem Rückwege hatten wir mit starkem Gegenwind zu kämpfen. Da erreichte uns gegen 11 Uhr nachts der Funkspruch: „Landen an Nordseeküste unmöglich, da Sturm; versuchen, Jüterbog als Nothafen anzulaufen!“

Also nach Jüterbog! Der Sturm machte sich auch bald bemerkbar. Starke Böen warfen das Schiff 200 bis 300 Meter auf und ab; es war unmöglich, es mit dem Höhensteuer abzufangen. Dabei trieb das Schiff auch stark nach der Seite ab und wurde zuweilen sechs bis acht Striche aus dem Kurs geschleudert. Es herrschte stockdunkle Nacht ohne jede Sicht.

So trieben wir und hatten unsere Not. Beim Hellwerden fing es noch an zu regnen. Wir waren in etwa 1000 Meter Höhe, als plötzlich in Dunst und Regen ein Berg vor uns auftauchte. Ich gab sofort Höhenruder und gleich wieder Tiefenruder, um das Heck wieder hochzureißen, als wir auch schon quer über den Berg hinwegfegten. Ich glaube, er war keine 20 Meter mehr unter uns. Der F. d. L., der neben mir am Steuer stand, meinte zu mir: „Das war der Brocken!“

Nach etwa einer halben Stunde nahmen wir Kurs auf eine größere Stadt vor uns. Nun bekamen wir den Sturm in den Rücken. Hei, wie flitzten wir dahin, wie abgeschossen. Auf einem Gasometer, über den wir hinwegsausten, stand mit großer weißer Schrift: Halle a. S. Da wußten wir also, wo wir waren. Sofort Kurs auf Jüterbog, und nach etwa anderthalb Stunden sichteten wir den großen Schießplatz, auf dem es unentwegt ballerte. Das Landen war bei dem starken Sturm sehr schwierig. Ich glaube, 600 Mann hatten zu tun, um das Schiff zu halten. Doch wir brachten unseren Kahn heil in die Halle. In Jüterbog erfuhren wir,

daß „L. 39", vom Sturme abgetrieben, bei Compiegne in Frankreich brennend abgeschossen wurde.

Der Leser wird denken: „Warum fuhren die Luftschiffe denn überhaupt bei so schlechtem Wetter?"

Hier die Erklärung: Während des Krieges waren wir nur auf die Wettermeldungen von Deutschland, Österreich und dem neutralen Ausland angewiesen. Aus Hauptwetterecken im Westen, England, Irland, Frankreich, im Osten Rußland, konnten wir keine Meldungen erhalten. Wir mußten uns auf unser gutes Glück verlassen.

In voller Fahrt auf dem Luftschiffrücken.

Wieder befand sich „L. 42" auf einer Fahrt nach England. Angriffsziel war diesmal Sherneß. Es sollte eine Fahrt werden, welche die ganze Besatzung wohl in ihrem Leben nie vergessen wird. Schon bei der Hinfahrt fing die Sache an. Wir waren über der Nordsee in etwa 2000 Meter Höhe, als der Segelmacher in die Führergondel kam und dem Kommandanten meldete, daß eine Zelle Gas verlöre; es müßte das obere Ventil nicht richtig schließen. Man mußte also versuchen, das Ventil, das sich ganz oben unter dem Gerippe befand, dicht zu bekommen. Allein konnte der Segelmacher diese Arbeit nicht ausführen, ich erbot mich, ihm zu helfen, und begab mich mit meinem Kameraden, dem Obersegelmachersmaaten Siem aus Hamburg, durch den Schacht nach der Plattform. Doch will ich jetzt einmal meinen Kameraden Siem erzählen lassen:

„Es hatte sich oben auf dem Schiff ein Ventil nicht wieder richtig geschlossen und die Zelle bereits Gas verloren. Mit meinem Kameraden, dem Obersignalmaat Hellbach, mußte ich auf dem Schiff, oben von der Plattform aus, entlangkriechen, um das Ventil vom Eis zu befreien und zu schließen. In 2000 Meter Höhe, bei einem ramsigen Fahrtwind, an dem dünnen Stahldraht, der sich über die ganze Länge des Schiffes zieht, hielten wir uns mühselig mit der Linken fest. Mit der Rechten machten wir kleine Schnitte in den Schiffsmantel, um für unsere Füße etwas mehr Halt zu haben. Es war ein übles Gefühl. Wenn wir nur für eine Sekunde den Halt verloren, mußten wir rettungslos abrutschen. Aber wir hatten Glück. Wir schlossen das Ventil und kamen mit heiler Haut die 50 oder 60 Meter bis zur Plattform zurück."

Als wir von England zurückkehrten, war der Himmel bedeckt und regnerisch. G e w i t t e r w o l k e n brausten über uns. Ausweichen konnten wir dem Gewitter nicht, denn wir waren von allen Seiten eingeschlossen. Durch die Wolken über das Gewitter zu gehen, wäre Selbstmord gewesen. Bald waren wir denn auch inmitten zuckender Blitze und Krachen des Donners. Ich ging bis auf 2000 Meter herunter. Plötzlich e i n S c h l a g, ein heller, greller Schein; das ganze Schiff bebte und zitterte. Ich kniff die Augen zu und hielt mich am Steuer krampfhaft fest, denn jetzt mußte ja das Ende kommen. Der Herzschlag setzte aus. Sekunden vergehen. Ist es möglich? Unser Schiff schwimmt noch in der Luft! Da auch schon ein zweiter Schlag, stärker als der erste und — unser „L. 42" schwimmt immer noch. Wir waren noch nicht an der Reihe. Nie im Leben werde ich die leichenblassen, starren Gesichter vergessen. Niemand sprach ein Wort, in den Augen konnte man alles lesen. Noch zweimal zuckte der Blitz hernieder, dann war das Gewitter an uns vorbeigelaufen.

Der Blitz in der „Bluffkanone".

Der Segelmacher, der sich auf der Plattform befand, wurde sofort abgerufen. Er kam wie ein Geist in die Führergondel, in den Augen noch das soeben schrecklich Erlebte. „Der Blitz ist in unsere „Bluffkanone" eingeschlagen", so berichtete er. Wir hatten uns nämlich als einziges deutsches Marineluftschiff, außer der Vorrichtung am Heck des Schiffes oben auf der Plattform eine S c h e i n k a n o n e gebaut. Sie stand in der Mitte der Plattform. Das Mündungsfeuer wurde durch aufblitzendes elektrisches Licht imitiert. Wir waren oft mit dem Ding ausgelacht worden, dachten aber: „Es wird die englischen Flieger schon etwas abschrecken. Wer weiß überhaupt, wozu es gut ist!" Der Segelmacher meldete weiter, daß der Blitz über seinem Kopf eingeschlagen habe. Das Schiff wäre völlig elektrisch geladen gewesen.

Bei Skagen kamen wir endlich aus den Wetterwolken heraus. Da wir während des Gewitters nicht funken konnten, gaben wir jetzt Funkspruch, daß wir noch lebten. Man hatte uns in Nordholz schon aufgegeben. Um 12 Uhr landeten wir dort.

Der Platzingenieur, der in der Halle anwesend war, befragte mich über die Gewitterfahrt. Ich schilderte ihm alles so, wie es war. Darauf meinte er zu mir: „Das ist unmöglich. Wenn Sie vom Blitz getroffen worden wären, würden Ihre Knochen jetzt in der Nordsee schwimmen."

Abwarten! dachte ich. Der Segelmacher und ich untersuchten sofort das ganze Schiff. An der Spitze fanden wir mehrere B r a n d l ö c h e r i n d e r H ü l l e. Gerippe und Spanndrähte waren durchgeglüht, das geschmolzene Metall hing in Klümpchen daran. Die Gaszellen waren wie durch ein Wunder heil geblieben. Unser Glück! Nach langer Untersuchung des Schiffes fanden wir den Ausgang des Blitzes: am Seitenpropeller des Backbord-Motors. Der Ingenieur, dem ich dies alles zeigte, sagte nichts mehr. Wir hatten wieder einmal fabelhaft Glück gehabt, aber noch nach Tagen war unser Gemüt von dieser Fahrt erschüttert.

Ich will nun zu erklären suchen, wie wir so glatt davonkommen konnten: Wir befanden uns vorher auf 6000 Meter; als das Gewitter kam, nur noch auf 2000 Meter Höhe. Wir waren also bedeutend unter der Prallhöhe, wo die Zellen prall gefüllt sind und das Gas durch die Überdruckventile entweicht. Das ausströmende Gas gibt in Verbindung mit Luft hochexplosibles Knallgas und entweicht durch die am ganzen Schiffskörper befindlichen Entlüftungsklappen. Außerdem ist das Schiff durch das Aluminiumgerippe in sich geerdet. Jedes Holzteilchen steht mit dem Gerippe durch Metall in Verbindung; sogar durch die Propeller, die ja auch aus Holz sind, geht ein dünner Kupferdraht, von der Nabe bis an das äußere Ende des Schutzrandes aus Messing. Wären wir in Prallhöhe gewesen oder hätten auch nur noch Reste von Gas sich im Schiff befunden, so lebten wir nicht mehr. Kein Mensch hätte vielleicht je erfahren, wie wir geendet hätten. Das Marineluftschiff „L. 10" ist auf der Rückfahrt von einer Aufklärungsfahrt im Sommer 1915 in ein Gewitter geraten und, vom Blitz getroffen, bei Neuwerk, in der Nähe von Cuxhaven, brennend abgestürzt . . .

Mit „L. 42" haben wir im ganzen sieben Luftangriffe auf England unternommen. Doch will ich nicht auf jeden einzelnen zurückkommen, sondern nur noch zwei Hauptereignisse herausgreifen.

„L. 48" neben uns abgeschossen.

Vom 16. auf 17. Juni 1917 machen wir einen Angriff auf Dover und Deal. Es gelang uns, ein Munitionslager, das zur Verschiffung an die Westfront aufgestapelt lag, in die Luft zu sprengen. Auf dem Rückwege — wir waren etwa 6200 Meter hoch — sahen wir links von uns, etwa 3000 Meter querab, die dunklen Umrisse eines unserer Luftschiffe. Es fuhr tiefer als wir. Kein Scheinwerfer, kein Schießen.

Da, was ist das? Wo wir eben noch das Luftschiff sahen, flammte ein grellroter Schein, der schnell nach unten fiel. Deutlich sah ich in dem Feuerschein des brennenden Luftschiffes einen Flieger, einen Doppeldecker. Er nahm Kurs auf uns. „So hoch wie möglich!" war mein erster Gedanke; ich gab Höhensteuer und warf den letzten, zur Landung aufbewahrten Ballast von 500 Kilogramm ab.

Bis auf 6600 Meter kam ich in ganz kurzer Zeit. Der Flieger konnte uns nicht so schnell folgen, er mußte uns in der Dunkelheit aus den Augen verloren haben. Wir konnten ihn, trotzdem alle Gläser suchten, nicht mehr finden. Es war 4.35 Uhr morgens. Ich hatte mir schon lange angewöhnt, bei irgend welchen Begebenheiten von Bedeutung sofort nach der Uhr zu sehen, da ich ja alles im Fahrbericht unter Angabe der Uhrzeit anführen mußte.

Um 10.30 Uhr landeten wir in Nordholz, beim Niedergehen brachte der F. d. L. drei Hurras für den Kommandanten und die tapfere Besatzung von „L. 42" aus. Es war unser 15. Luftangriff auf England.

Der F. d. L. kam zu uns in die Gondel und sagte, daß es „L. 48" sein müßte, den wir brennend abstürzen sahen, denn er hätte sich seither nicht gemeldet. Wieder hatten gute Kameraden, die mit uns zusammen in Leipzig und Dresden ausgebildet wurden, den Tod gefunden. „L. 48" (Kapitänleutnant Eichler) war die vorletzte der alten Besatzungen

die nacheinander in den Tod fuhren. — Nun waren wir noch allein übrig. Wir sollten die Heimat wiedersehen.

Im Jahre 1918 wurden fast keine Angriffe mehr gefahren. Bei dem letzten deutschen Englandangriff im Sommer 1918 fuhr auch der F. d. L. (Fregattenkapitän Strasser) auf „L. 70" (Kapitänleutnant Loßnitzer) in den Tod. Das Schiff wurde brennend abgeschossen. Wir hatten in den vier Kriegsjahren so ziemlich alles erlebt was einer Luftschiffbesatzung geschehen kann. Im Sommer 1918 wurde ich wegen Überanstrengung der Nerven vom Dienst befreit.

Überaus groß waren die Verluste unserer Marine-Luftmacht, 30 Luftschiffe verlor sie. Aber mit berechtigtem Stolz können meine Kameraden auf ihre Tätigkeit im Kriege zurückblicken.

En'e!

Ein unvernünftiges Tier.

Erzählung von Hans Franck.

Man saß, hockte, lag zum Abendessen unter der breitästigen Blutbuche auf dem Rasen, eine sommerbunte Gesellschaft, wie sie angeblich der Zufall, in Wahrheit das Verlangen nach dem umfriedeten Stück Erde am See zusammenführte.

Auch an diesem Sommerabend war die Zahl der Gäste wieder jenseits der Zwanzig angelangt, ohne daß Jemanden der Gedanke bedrückte, die Hausfrau könne heimlicherweise unter Küchensorgen oder Arbeitängsten leiden. Tisch war die Erde. Man nahm von den Speisen, die auf der runden grünen Platte standen, soviel man wollte. Man trank, was man mochte. Keine Gefahr, daß Verstädterte durch Kissen oder Decken oder Sitzersatz Picknickniedlichkeiten einführten. Damen dieser Art blieben nach wenigen Besuchsversuchen wieder fort. Es war denn auch nicht eine Zu-Begnädigende da.

Dennoch verwirrte ein Mißklang die Hausfrau Hanna Barck: Der neugekaufte zweite Hund des Hauses, ein drahthaariger Terrier — Nick mit Namen — bettelte.

Die Hausfrau entschuldigte sich immer wieder bei den Gästen wegen der Belästigung. Forderte Nick auf, seine Unart zu unterlassen. Bat: „Nick — —" Ermahnte: „Nick!"

Aber Nick überhörte Bitten und Ermahnungen.

Hanna Barck schickte den Zudringlichen fort.

Nick lief ins Haus. Unverzüglich. Doch nach wenigen Minuten war er wieder unter der Blutbuche und begann die Bettelei von neuem.

„Unbegreiflich!" suchte die Bildhauersfrau Nicks Ehre zu retten. Noch nicht ein einziges Mal ist das bei Tisch vorgekommen. Er ist wirklich gut erzogen, unser Nickelchen. Bitte, geben Sie ihm nichts mehr. Nick! So hör doch endlich, Nick!"

Aber der Terrier war offenbar der Anschauung: Da die Tischplatte der Menschen sich zum ersten Mal in seinem Leben auf gleicher Höhe mit jener befand, von der er zu fressen pflegte, so gebühre ihm von den Gästen Speisezoll.

Als Fritz Barck sah, daß Unruhe und Verlegenheit seiner Frau von Minute zu Minute wuchsen, stieß er das Tier beiseite und schalt: „So geh doch schon, du unvernünftiges Vieh!"

Der Hund überschlug sich. Jaulte. Professor Wegener griff zu. Nick — der Meinung, eine zweite Feindeshand strecke sich nach ihm aus — heulte auf. Wollte weglaufen. Aber der Maler legte den Terrier in seinen Schoß und streichelte ihn.

Man sah sich rundum erstaunt, mißbilligend, lächelnd, achselzuckend ungehalten an.

Der Maler, der es gewahrte, streichelte den Hund von neuem. So wie man Jemanden streichelt, an dem es ein Unrecht gutzumachen gilt.

Erstaunen, Mißbilligung, Ungehaltenheit wuchsen. Brauchten ein Ventil. Und irgendwer fragte in Vieler Namen: „Meinen Sie wirklich, Professor, daß Sie durch Ihr Streicheln Frau Hannas berechtigte Erziehungsbestrebungen unterstützen?"

Professor Wegener streichelte Nick ein letztes Mal, bettete ihn noch sorgsamer als bisher in seinen Schoß und sagte: „Unvernünftiges Vieh! So hab auch ich früher gesagt. So hab auch ich gehandelt. Und dadurch mein einziges Kind in eine Gefahr gebracht, aus der wir nur durch

Die Irrfahrt des Majors King

Die Aufzeichnungen des Majors Edward Albert King in Aequatorial-Afrika während des Weltkrieges — mit deren Veröffentlichung wir in den nächsten Nummern unserer Unterhaltungsbeilage beginnen — sind in englischen, französischen, italienischen Zeitschriften wiederholt behandelt worden und entsprechen der Wahrheit. In deutschen Zeitungen ist davon bisher nicht die Rede gewesen, obwohl diese Erlebnisse einen der fesselndsten Abschnitte der Kolonialgeschichte darstellen, in ihrer romantischen Wildheit alles dagewesene übertreffen. Major King befehligte im Kriege das 3. Bataillon des englischen Neger-Füsilierregiments Queen Mary. Er zog brennend durch Deutsch-Ostafrika — bis die deutschfreundlichen Massai ihn in eine Falle lockten und sein Bataillon vernichteten. Nur er selber entkam dem Gemetzel, und mit ihm retteten sich die Neger Otjikaru und Ambala. Diese drei schlagen sich durch die höllische Wildnis des Urwaldes, ohne Waffen, abgerissen, krank, verzweifelt . . . Es beginnt die Irrfahrt. Der General, der den „Fall King" im Londoner Kriegsministerium zu untersuchen hatte, urteilte: „Wenn dieser Edward King, Major a. D., nicht ein Verrückter oder Hochstapler ist, dann ist er der erlebnisreichste Kriegsteilnehmer . . ."

ein Wunder gerettet wurden. Nein, nicht durch ein Wunder! Sondern auf die natürlichste, auf die naturgemäßeste Weise. Nur daß uns Menschen die Natur abhanden gekommen ist. Und daher wunderhaft erscheint, wenn sie zu uns — besonders durch unsere Kinder — doch noch den Weg zurückfindet. Sie verstehn mich nicht? Hören Sie mich, bitte, einige Minuten an."

Wir mußten, als wir im Westen Deutschlands wohnten, selbstverständlich einen Hund haben. Unser Haus lag, eine halbe Stunde oberhalb des Dorfes, am Waldrand. Allein. Also mußte der Hund scharf sein. Roland, ein stämmiger Rottweiler, ließ auch in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig. Aber nur des Nachts brauchte er seine Hauer. Tagüber biß er niemals einen Dörfler, einen Wanderer, einen Bettler, der unser umzäuntes Gehöft betrat.

Als unser Junge auf seinen Beinen stand, änderte sich das. Die Erwachsenen waren —bei Tag! — auch weiterhin vor Roland sicher. Nicht aber Kinder. Eifersucht? Übertriebene Fürsorge für den Buben? Jedenfalls: Roland fiel Kinder an. Viele kamen ja nicht zu uns herauf. Immerhin, während der nächsten zweieinhalb Jahre mußte ich eine nicht unbeträchtliche Summe für zerrissene Hosen und zerfetzte Jacken hergeben.

Dennoch hätte es hingehen können, wenn Rolands Kinderbissigkeit nicht mit Gunther größer geworden wäre. So galt es, Verbandzeug, Ärzterechnungen, Schmerzen zu bezahlen. Aber Gunther besaß kein lieberes Spielzeug als Roland. Sie waren unzertrennlich, Gunther und Roland, Roland und Gunther. Der Bub konnte mit dem Hund anstellen, was er mochte: auf ihm reiten, ihn zausen, an den Ohren hinter sich herziehen, rundumtrudeln. Nie knurrte Roland. Noch gar zeigte er seinem Lebensfreund je die Zähne. Also: Auf der Hut sein bei anderen Kindern und, wenn's trotzdem schief ging, blechen!

Eines Tages zerfleischte Roland einen dreizehnjährigen Bauernjungen, den wir für erwachsen hielten, als er mit hochgekrempeltem Hemd — statt des Knechtes — uns die Milch brachte, den rechten Oberarm. So, daß wochenlang — glücklicherweise zu Unrecht — befürchtet wurde: Bleibt steif!

Nun lag alles klar. Es mußte etwas mit Roland geschehen. Etwas Entscheidendes. Etwas Endgültiges. An die Kette legen? Ich konnte es nicht übers Herz bringen, den Spielgefährten meines einzigen Jungen jahrelanger Marter auszuliefern. Dann lieber: Kurzen Prozeß! Und bündiges, sofort vollstreckbares Todesurteil!

Beim Mittagessen sagte ich zu meiner Frau: „Paula, so schwer es mir wird — und dir sicher auch — wir müssen Roland erschießen lassen. Das nächste Mal bleibts womöglich nicht bei einem zerfleischten Arm. Wir können es nicht länger verantworten, das Leben von Kindern — werdenden Menschen! — durch einen Hund — ein unvernünftiges Vieh! — zu gefährden. Schick doch das Mädchen zum Förster hinunter, daß er heut Abend kommt und vollbringt, was sich nicht vermeiden läßt."

„Du hast recht", sagte meine Frau. „Es muß leider sein."

Gunther saß bei diesem Gespräch mit uns am Tisch. Ich hatte die Anweisung, den Förster zu rufen, absichtlich in seiner Gegenwart ausgesprochen. Ich liebe es nicht, Kinder über Unvermeidbares hinwegzutäuschen. Das Leben bringt Schweres genug für jeden. Man kann sie also nicht früh genug daran gewöhnen, Notwendiges tragen zu lernen. Außerdem: Vierjähriger Bengel! Was verstand der vom Getötetwerden! Soweit er es aber verstand, mußte er natürlich zustimmen! Alles Ertragbare hatten wir versucht, ihm Roland zu erhalten. Ausweg gabs nicht mehr. Menschenleben geht über Hundeleben! Das konnte auch ein vierjähriger Knirps verstehn.

Am Nachmittag sah ich von meinem Atelier aus, daß Gunther jenseits des Hofes neben Roland saß. Er hatte seinen Mund in das Ohr des Hundes geschoben. Offenbar sprach er mit ihm. Der Rottweiler spitzte die Ohren. Ich lauschte. Hörte aber nichts.

Also rief ich Gunther ins Atelier. Er brachte den Todbedrohten mit.

„Roland draußen lassen!" befahl ich.

Gunther gehorchte. Mit Armsündermiene trat er vor mich hin.

„Was hattest du eben mit Roland?" fragte ich.

„Nichts", lautete die Antwort. — „Kenn ich. Wenn du was ausgefressen hast, heißt es immer: Nichts. Was hattest du mit dem Hund vor?" — „Nichts, Vati." — „Du hast mit ihm gesprochen," — „Nein." — „Was hast du Roland ins Ohr geflüstert?" — „Nichts." — „Ist das wahr, Gunther?" — „Ja, Vati." — „Du lügst mich doch nicht an, Bengel? Eine Dummheit nehm ich dir nicht krumm. Aber lügen — das Schlimmste, was ich an Kindern kenne. Hast du etwa eben gelogen?"

„Nein."

„Marsch!"

Gunther trollte sich zu Roland.

Als beide den Hof verlassen hatten — offenbar um vor dem Haus unbeobachtet zu sein — kam meine Frau ins Atelier. „Denk dir nur", begann sie unvermittelt, Guntherchen hat vorhin unter dem offenen Küchenfenster Roland ins Ohr gesagt: „Lauf weg, sie wollen dich totschießen! Lauf weg, Roland! Lauf weg!" Wohl hundertmal: „Lauf weg!" Ob wir nicht doch den Förster abbestellen? Vielleicht gewöhnt Roland sich an die Kette. Liegen ja viele Hunde tagaus — tagein angekettet in ihrer Hütte. Und leben auch!"

Ich tobte: Seinen Vater angelogen! Trotz Wiederholung der Frage, trotz ausdrücklicher Vermahnung seinem Erzeuger die Unwahrheit ins Gesicht gesagt! Wütend packte ich die erste Rahmenleiste, die mir in die Hand sprang. Wollte ins Freie laufen, Gunther suchen und windelweich prügeln. Mit einem kantigen Stück Holz!

Aber meine Frau hielt mich zurück: Gunther sei durch den Verlust seines einzigen Lebensfreundes ohnehin genug, mehr als genug für sein Lügen bestraft.

„Also nun bist auch du fest entschlossen, daß Roland heut Abend der Kugel zum Opfer fällt?" griff ich zu.

„Ja."

Als der Förster bei Dunkelwerden zu uns heraufkam — Gunther lag bereits schlafend im Bett — war Roland weggelaufen.

„Und?" rief man ringsum.

„Wir haben ihn niemals wiedergesehn."

„Gunther??"

„Wieso Gunther?"

„Auf welche Weise hat er sich mit dem Fortlaufen abgefunden?"

„Ab—ge—fun—den? Er hatte es Roland doch gesagt!"

„Wenns so einfach mit den Hunden ist, Professor, warum sagen Sie nicht zu Nick: „Betteln bleiben lassen!"?"

Der Maler beugte sich über den Terrier und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Eindringlich. Offenbar ein Mal ums andere die gleichen Worte. Dann setzte er Nick behutsam neben sich ins Gras. Stille — gespannte Blicke — — verhaltene Herzschläge: Nick bettelte.

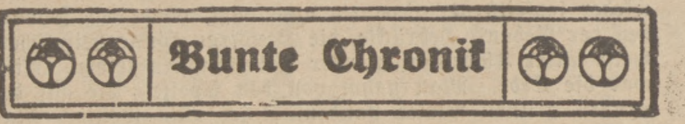
Schallendes Gelächter.

„Man muß es ihnen doch wohl in der Kindersprache sagen", entschuldigte Professor Wegener den Terrier.

„Auf die Kinder und die Hunde!" erhob der Hausherr das Glas.

„Auf das, was in uns hundenah und kinderstark geblieben ist", tat der Maler Bescheid.

Und die Gläser klangen aneinander.



Ein Gerichtsvollzieher spielt Kindermädchen.

Eine seltene Beschäftigung fand ein Gerichtsvollzieher, der nolens volens viele Stunden lang einen Säugling betreuen mußte. Und das kam so. Der Beamte hatte den Auftrag, in dem böhmischen Städtchen Orlau die Zwangsräumung einer Wohnung zu veranlassen. Die Frau, die allein zu Hause war, beteuerte immer wieder, daß ihr Mann doch arbeitslos sei und deshalb den Mietsbetrag nicht aufbringen könne. Als der Gerichtsvollzieher trotzdem seines Amtes walten wollte, legte die Frau plötzlich ihr dreimonatiges Kind vor den Beamten hin, rannte aus der Tür und entschwand. Was blieb dem Beamten übrig, als sich um das Kind zu kümmern, das jämmerlich schrie? Viele Stunden lang hatte er Gelegenheit, Studien in der Säuglingspflege zu machen, bis endlich gegen Abend die Mutter heimkehrte und den Gerichtsvollzieher von seiner schweren Aufgabe erlöste.

Madrid ohne Firmenschilder.

Wer heute durch die spanische Hauptstadt schreitet, wird die eigenartige Beobachtung machen können, daß die Firmenschilder über den Geschäften fast restlos verschwunden sind. Um so schöner sind die Schaufenster ausgeschmückt und werben für ihren Besitzer. In manchen Schaufenstern wird sogar auf geheimnisvolle Weise der Name des Geschäftsinhabers enthüllt. Man versucht oft durch ausgestellte Plakate mit Bilderrätseln u. s. w., den Firmennamen zu verkünden. Warum nun verschwanden in Madrid auf einmal alle Firmenschilder? Sehr einfach. Die Stadtverwaltung hatte wieder einmal Geld nötig, und ein besonders tüchtiger Stadtvater hatte herausgeknobelt, daß man durch Besteuerung der Firmenschilder sehr schnell den Stadtsäckel wieder füllen könne. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn die Annahme, daß jeder Ladenbesitzer gern für sein Namensschild eine Steuer zahlen würde, erwies sich als trügerisch. „Laßt Waren sprechen", sagten sich die Geschäftsleute, und entfernten die Schilder. Nun hat man zwar nicht mehr die Möglichkeit, schon von weitem auf der Straße die Schilder der Läden winken zu sehen, aber wer die Straßen hinab geht, wird auch überrascht sein, mit welcher Sorgfalt und mit welchem ausgezeichneten Werbesinn die Schaufenster ausgestaltet sind. Vielleicht war die angedrohte Steuer ein gutes Mittel, um die spanischen Schaufensterdekorateure und Werbefachleute zu Spitzenleistungen anzuspornen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann. T. z o. p., beide in Bromberg.